

Neue Schlüssel zur Geschichte

Jahrhundertlang lebten Deutsche im Osten Europas, dann war die Heimat plötzlich verloren und wurde zum hochemotionalen Streitthema. Die Enkelgeneration sieht die Vergangenheit nun unverkrampfter.





Schauspieler in einer schlesischen
Heimatkulisse, um 1930



Von ANNETTE GROSSBONGARDT

Die junge Frau heißt Nele, sie lebt in Berlin und hat einen Großvater in Polen, den sie innig liebt. Als er stirbt, gibt ihr das den Impuls zu einer Reise in die Vergangenheit: Die Journalistin fährt nach Schlesien zum Grab und von dort immer weiter ostwärts bis nach Galizien, heute Ukraine, von wo der Opa einst 1945 vertrieben worden war. Er landete auf einem gottverlassenen Hof in Schlesien, der Deutschen gehört hatte.

Die Geschichte des heimatvertriebenen Polen Janetzko und seiner deutschen Enkelin ist ein Roman, er heißt „Katzenberge“. Die Autorin Sabrina Janesch ist 25 Jahre alt, das Buch beschreibt auch ihre eigene Familiengeschichte – eine Spurensuche in der osteuropäischen Vergangenheit, der Geschichte der Vertriebenen.

Doch Janesch, geboren in Gifhorn, dreht den Spieß um: Sie beschreibt, wie sehr ihr Großvater Schlesien hasste. Dass ihn der Krieg aus seinem geliebten Galizien ins „schleimige, schissige Schlesien“ verschlagen hatte, verzicht er seinem Schicksal nie. Allein schon die schlesische Erde – so feinkörnig, locker und steril, ohne jeden Wurm oder Käfer, „als hätten die Deutschen sie gesiebt“ – empörte ihn, Erde müsse feucht und schwer

in der Hand liegen, so wie die fruchtbare Erde Galiziens.

Sie wolle „die Erfahrung schildern, nicht aus, sondern nach Schlesien vertrieben zu werden“, sagt Janesch.

Ganz unverkrampft nehmen junge Autoren die deutsche Geschichte im Osten seit einiger Zeit in den Blick. In der „Mittagsfrau“ etwa beschreibt Julia Franck, geboren 1970, wie eine Vertriebene aus Stettin ihren achtjährigen Sohn auf dem erstbesten Bahnsteig im Westen aussetzt – es ist das Schicksal ihres Vaters. Tanja Dückers, Jahrgang 1968, erzählt in „Himmelskörper“ (2003) eine westpreußische Familiengeschichte mit dunklen Flecken, die fast auf der untergegangenen „Gustloff“ geendet hätte.

Flucht und Vertreibung, die deutsche Vergangenheit im Osten, alles, was so lange als ewiggestrig, unpopulär und anstrengend heikel galt, das ausgemustert, abgespalten war, ist ausgerechnet bei den Jüngeren wieder attraktiv. Unser altes Ostpreußen, das schöne Schlesien, die verlorene Heimat – war das nicht die ewige Litanei der Vertriebenen, der Hupkas und Steinbachs, mit denen liberale, junge Deutsche nichts zu tun haben

wollten, die sie nervten mit ihrer Beschwörung einer untergegangenen Welt?

Nun erobern sich diese Welt die Enkel, die in Kassel, Unna oder Berlin aufwuchsen und Urlaub in Frankreich, Griechenland oder Spanien machen. Plötzlich finden sie es interessant, eine Vergangenheit in einem lange vernachlässigten Teil Europas zu haben, reisen in die ostpreußischen und böhmischen Heimatorte ihrer Großeltern.

„Wir leben in einer Epoche des Endes der Zeitzeugen“, erklärt der polnische Historiker Robert Traba die frische Neugier, „die neue Generation sucht neue Schlüssel, um die Geschichte erfahrbar zu machen.“ Er selbst, Jahrgang 1958, lebt und lehrt seit vier Jahren in Berlin: „Wir sind dabei weniger emotional als der Zeitzeuge.“ Vorbei sind die Zeiten vor der Wende, in denen bereits der Gebrauch alter Ortsnamen einen politischen Streit auslöste. „Da wurde schon die Gesinnung daran festgemacht, ob man Breslau oder Wroclaw sagte“, erinnert sich Joachim Rogall, Osteuropahistoriker bei der Robert-Bosch-Stiftung. „In Polen hätte man vor 1990 nicht von Danzig gesprochen, weil man den Deut-

schen keine Argumente zuspiesen wollte, und bei uns hat man nicht Danzig gesagt, damit die Polen nicht denken, wir wollten es wiederhaben.“

Sabrina Janesch, die Autorin von „Katzenberge“, lebte zeitweise als Stadtschreiberin in Danzig. In ihrem



Schriftstellerinnen Julia Franck, Sabrina Janesch

Blog erzählte sie ganz selbstverständlich aus „Danzig“ und nicht „Gdansk“.

Natürlich, 1989/90 hat alles verändert. Der Fall der Mauer, das Ende des Kalten Krieges, das Europa aus einer Starre befreite, und endlich erkannte die Bundesrepublik im Vertrag mit Polen juristisch „endgültig“ die Oder-Neiße-Grenze an. Das entspannte die Nachbarn so sehr, dass längst auch über Deutsche als Opfer gesprochen werden kann.

Seit der „Gustloff“-Novelle von Günter Grass („Im Krebsgang“) 2002 wird über Flucht und Vertreibung der Deutschen geschrieben, gefilmt und debattiert wie nie zuvor. Grass selbst sprach vom „bodenlosen Versäumnis“, es nicht früher getan zu haben.

Der Elterngeneration der heute so unbelasteten Enkel fiel die Erinnerungsarbeit noch ungleich schwerer. Sie waren die Kinder der Flucht, von ihren Müttern übers Eis des Frischen Haffs geschleift, hungrig, frierend, verletzt.

Uwe-Karsten Heye, 70, war viereinhalb Jahre alt, als seine Mutter und seine Großmutter mit ihm aus Danzig flohen. Nur weil seine Mutter zufällig einen letzten Zug fand, verpassten sie die „Gustloff“, auf deren Passagierliste sie standen. Nach dem Krieg schrie der kleine

Uwe nachts stundenlang, so sehr plagten ihn die Bilder.

Was seine Mutter durchgemacht haben mochte, wollte er gar nicht wissen. Ihre Erinnerungen, die sie ihm kurz vor ihrem Tod übergeben hatte, trug er 15 Jahre mit sich herum, bis er es über sich brachte, sie zu lesen. So ähnlich ging es

ein Schatten“). Auch der Journalist Teja Fiedler recherchierte, erst jetzt, 43 Jahre nach dessen Tod, die Geschichte seines Vaters, eines Vertriebenen, der als Sudetendeutscher zu einem Mitläufer Hitlers wurde („Die Zeit ist aus den Fugen“).

Die Deutschen und ihr verlorener Osten, das ist eines der heikelsten und, trotz neuer Offenheit, noch immer nicht erledigten Kapitel der deutschen Historiografie und Debatten. Die vielen Filme und Bücher zu Flucht und Vertreibung zeigen, dass da noch kräftig nachzuholen ist. „Wir dürfen aber nicht in einen neuen nationalen Verlust-Mythos verfallen“, mahnt der

Historiker Hans Henning Hahn. Es gehe heute darum, die Osteuropäer „auf gleicher Augenhöhe“ zu sehen und „nicht im Osten nur uns selbst“. Viele tun das bereits, auch einst Vertriebene.

Seit mindestens 800 Jahren hatten Deutsche jenseits von Oder, Neiße und Weichsel gelebt. Vom Mittelalter an zogen deutsche Siedler und Kreuzritter gen Osten, aus Schwaben und dem Rheinland, von der Mosel und aus dem Elsass. Deutsche lebten in Allenstein und Hermannstadt, in Oppeln und St. Petersburg, in Riga und Reval, als Handelsleute, Handwerker, Beamte. „Ob in



Flüchtlinge Marion Gräfin Dönhoff 1998, Uwe-Karsten Heye

vielen Flüchtlingskindern, die häufig erst im Rentenalter anfangen, sich den Traumata ihrer Kindheit zu stellen.

Heye, der später Gerhard Schröders Regierungssprecher wurde, hatte an der Seite Willy Brandts für die neue Ostpolitik geworben. Doch erst 1996 fuhr er erstmals nach Danzig, wo seine Mutter als Sekretärin im Reichspropagandaamt gearbeitet hatte. „Die Schreckensbilder, die ich seit der Flucht aus Danzig in mir trage, hatte ich verstaut und gut verpackt, bis sie kaum noch sichtbar waren.“ Vor ein paar Jahren löste er die Verpackung und schrieb ein Buch („Vom Glück nur

15 Jahre trug er die Erinnerungen seiner Mutter an **die Flucht** mit sich herum, bis er es über sich brachte, sie zu lesen.

Deutsche Kaiserreich endlich gegründet war, reichte es im Nordosten sogar noch über Tilsit und die Memel hinaus, im Südosten fast bis nach Krakau. Etwa zwei Millionen Preußen mit polnischer Muttersprache waren nun Deutsche. Die Preußische Ostbahn verband Berlin mit Königsberg, auch nach Breslau fuhr man von der Hauptstadt bequem mit dem Zug.

von Oder und Neiße fast 20 Millionen Deutsche, etwa die Hälfte in den Reichsgebieten Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Nieder- und Oberschlesien, der Grenzmark Posen-Westpreußen sowie fast neun Millionen in Siedlungsinseln oder verstreut in Polen, der Tschechoslowakei, den baltischen Staaten, der Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien.

Wo Deutsche im Osten Europas siedelten



„Dass dies alles vor wenigen Tagen noch Deutschland war, ist kaum zu fassen.“

Ihre Existenz geriet unter dem zunehmenden Nationalismus, vor allem aber mit der willkürlichen Neuordnung Osteuropas nach dem Ersten Weltkrieg ins Wanken. Und dann, nach dem furchtbaren Inferno von Krieg, Flucht und Vertreibung, war alles verloren. Pommern, Schlesien,

das Sudetenland, das Baltikum, Siebenbürgen, Danzig, Königsberg, Breslau, Posen.

Wie soll eine Nation mit einer solchen Amputation umgehen? „Dass dies alles vor wenigen Tagen noch Deutschland war, ist kaum zu fassen“, schrieb Hans Graf von Lehndorff am 21. April 1945 in

sein Tagebuch, als er mehr tot als lebendig durchs zerstörte Ostpreußen irrte.

Doch die Deutschen, die nach dem Krieg und der Nazi-Diktatur am Boden lagen, sie kümmernten sich ums Überleben. Man schaute immer weniger nach Osten, wo die Deutschen Täter und später auch Opfer geworden waren, wo hinter dem Eisernen Vorhang ein anderer Kosmos herrschte, der kommunistische Ostblock, der einst blühende Bürgerstädte in sozialistische Industriezentren mit Plattenbauten verwandelte. Spätestens seit den sechziger Jahren endet „bei den meisten Deutschen die Landkarte im Kopf an Oder und Neiße“, meint Rogall.

12 Millionen Ost-Flüchtlinge und Vertriebene kamen nach dem Krieg in Westdeutschland und der Sowjetzone an. „Doch die im Westen wussten ja gar nicht, was über uns da im Osten hinweggegangen war“, notierte Lehndorff – er wusste freilich auch nichts von den zerbombten Städten im Westen.

Es war ein buntes Kulturgemisch, das

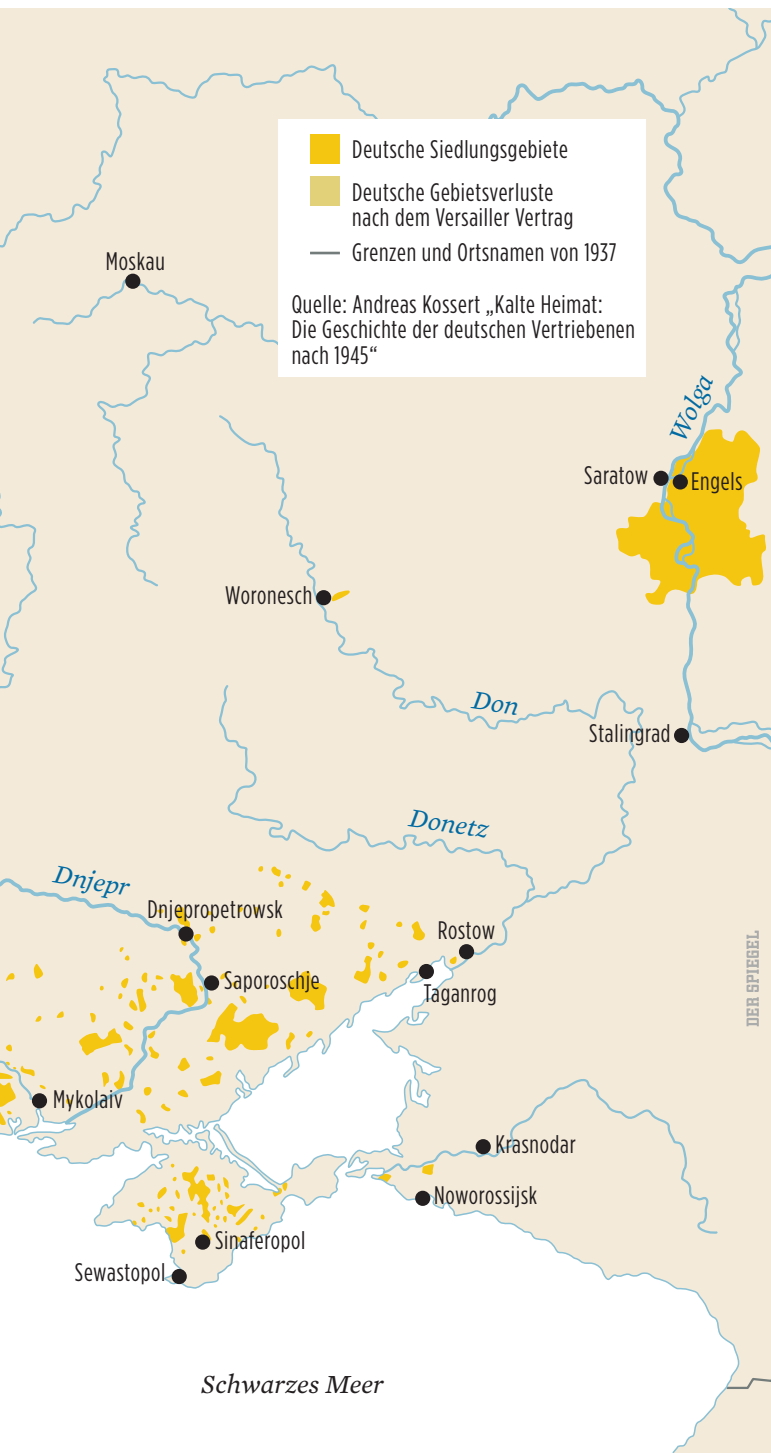
da mit ein paar Handkarren und Koffern vor den Türen stand: Sudetendeutsche und Donauschwaben, Pommern und Ostpreußen, Wolhynien-Deutsche und Wolga-Deutsche, Deutsche vom Schwarzen Meer, aus den Karpaten, der Bukowina und Galizien – sie brachten andere Traditionen mit, andere Dialekte, eine andere Geschichte und, ja, auch die Welt des Ostens und ihre Gerüche. Sie standen noch unter Schock, waren gedemütigt, besitzlos.

Ihr Schlesien, Pommern und Siebenbürgen war nun auf ein paar Koffer mit Tischdecken, etwas Geschirr und ein paar Fotoalben zusammengeschnürt, von ihren Geburtsorten blieb nicht viel mehr als die Trachten, die sie künftig zu rührseligen, zunehmend anachronistisch wirkenden „Tagen der Heimat“ tragen sollten. Der „deutsche Osten“ lebte in der Erinnerung weiter als „Heimaten im Kopf“ (Karl Schlögel) – aber nur für einen Teil der Deutschen. Für die meisten wohl blieben es ferne, fremde Regionen, trotz eines Paragrafen im Bundesvertriebenengesetz, der Bund und Länder zur Förderung der deutschen Kultur des Ostens verpflichtete.

Im neugeschöpften Selbstbewusstsein der jungen Bundesrepublik, die sich aus den Trümmern eines Verbrechensregimes aufrappelte, war kein Platz für ostpreußische und schlesische Sentimentalitäten. Man wollte nicht zurückschauen auf die „Topografie des Verlustes“, wie sie der Historiker Schlögel nennt, sondern Neues aufbauen. Trotz „Ostkunde“ im Unterricht verankerte sich die deutsche Geschichtslandschaft des Ostens nicht im historischen Bewusstsein der neugeborenen Nation.

Zwar gab es einen Vertriebenenminister, und Politiker aller Couleure beschworen, die Oder-Neiße-Grenze sei nur vorläufig. SPD wie CDU signalisierten, eine Wiedervereinigung solle auch die ehemaligen Ostgebiete einschließen. Doch das waren Lippenbekenntnisse.

„Breslau, Oppeln, Gleiwitz, Glogau, Grünberg, das sind nicht nur Namen, das sind lebendige Erinnerungen, die in den Seelen von Generationen verwurzelt sind und unaufhörlich an unser Gewissen klopfen“, gab sich die SPD in einem Grußwort zum Deutschlandtreffen der Schlesier 1963 noch solidarisch. Verzicht sei Verrat, das Recht auf Heimat lasse sich nicht verhökern: „Das Kreuz der





Vertreibung muss das ganze Volk mittragen helfen.“ Unterschrieben war das Telegramm auch von Willy Brandt.

Als sich der Bundeskanzler jedoch 1970 anschickte, das deutsch-polnische Verhältnis auf eine neue Basis zu stellen, bekam er den Zorn der Vertriebenenverbände zu spüren. Seine Reise nach Warschau, um den deutsch-polnischen Vertrag zu unterschreiben, löste Turbulenzen aus. „Brandt an die Wand“, tönnten rechte Scharfmacher, nieder mit dem „Verzichtspolitiker“, forderten Konservative. Sein Kniefall in Warschau, seine Ostpolitik des Wandels durch Annäherung waren für sie blanker Landesverrat.

Sogar Marion Gräfin Dönhoff, die sich so engagiert für den Dialog mit Polen im Zeichen einer neuen Politik einsetzte, sagte in letzter Minute Brandts Einladung nach Warschau ab. Sie könne nicht „assistieren“, erklärte sie, wenn der Verlust der Heimat amtlich besiegelt werde: „Ein Glas auf den Abschluss des Vertrages zu trinken schien mir plötzlich mehr, als man ertragen kann.“

Scharenweise traten Vertriebene aus der SPD und der FDP, dem Koalitionspartner, aus. Der Verhältnis des Bundes der Vertriebenen (BdV) zu den Regierungsparteien war nun „feindselig“, wie Erika Steinbach zum 50. Jahrestag des BdV unverblümt einräumte. Der BdV lehnte sich danach eng an die Union an.

Vor allem Linke, die 68er, machten Front gegen die Vertriebenenverbände, für sie ein Tummelplatz für Ewiggestrige, Revanchisten und Geschichtsrevisio-

nisten. Sie selbst quälten sich mit dem polnischen „Wrocław“ oder „Szczecin“

statt Stettin, um nicht in den Verdacht falscher Gesinnung zu geraten. Doch heftiger wurde jetzt die Debatte der deutschen Schuld geführt. „War für Adenauer 1945 der entscheidende Bezugspunkt gewesen“, so die Polen-Expertin Helga Hirsch, „wählten die 68er gemeinsam mit Willy Brandt 1933 als Ausgangspunkt ihrer Erinnerungspolitik.“ Nun, mit der Aufarbeitung des Nationalsozialismus, kamen sich zwei Verbrechen ins Gehege: „Wer die eigene Betroffenheit zum Thema machte, schien die Dimension des anderen Verbrechens, die anderen zugefügt worden war, zu verharmlosen oder herunterzuspielen“, konstatiert der Historiker Schlögel.

Ihn nervten beide Seiten, der „tiefe ressentimentgeladene, taktizistische Provinzialismus“ von Funktionärsinteressen wie auch „die von keiner Ahnung getriebene moralisierende Besserwisseri vieler Linker“. Die Erinnerungskultur war längst ein Politikum, das alle abstieß, die es nicht persönlich betraf.

Es gab nie ein Tabu, aber viele Hemmungen. In seiner Generation, so der Osteuropaexperte Rogall, geboren 1959, habe die ganze Debatte zu einer Art „freiwilligem Tabu“ geführt: „Man dachte, die Geschichte ist nun mal so gekommen, das ist ein abgeschlossenes Kapitel, da kann man nur etwas kaputt machen in den Beziehungen zu den betroffenen Ländern, wenn man daran rührt.“ Das ewige Gerede an der sonntäglichen Kaffeetafel über die Welt vor 1945 hatten sie gründlich satt.

So bildete die deutsche Geschichte in Osteuropa „selbst zu Hause bei den Ver-

triebenen nicht mal einen Teil der Familienidentität, sondern es war nur die Geschichte von Oma oder Opa“, sagt Rogall.

Er selbst reiste mit seinen Kindern, geboren 1992 und 1996, vergangenen Sommer in die schlesische Heimat des Opas. Da merkte er verduzt, „die haben dazu wirklich gar keinen Bezug, das ist für sie einfach Polen“. Als sie zu Mittag aßen in Jelenia Góra, einst Hirschberg, am Fuß des niederschlesischen Riesengebirges, zeigte sein Sohn auf die alten Postkarten an der Wand und fragte: „Warum steht denn da alles auf Deutsch?“

Für seine Kinder, sagt Rogall, sei die Geschichte des deutschen Ostens so weit weg wie der Dreißigjährige Krieg. Bei seinen Studenten spürt der Universitätsprofessor ein rein geschichtliches Interesse: „Es hat nichts mit ihrer Identität als Deutsche zu tun.“

Doch wie wurden diese Orte so fremd? Breslau, Königsberg, Danzig waren bedeutende Kultur- und Handelsstädte, aus Königsberg stammen Immanuel Kant und Käthe Kollwitz, Arthur Schopenhauer aus Danzig, aus Breslau Max Born und Käthe Kruse, Schlesien hat allein zwölf Nobelpreisträger hervorgebracht. Doch fühlen sich Deutsche deshalb mit den Städten verbunden?

Die Distanz hat auch mit einem grundlegenden Wechsel der Blickrichtung zu tun. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts, mit der Industrialisierung, fuhr der Zug nach Westen, „und er war nicht mehr aufzuhalten“, so Rogall. Preußen hatte Mühe, seine schönen Ansiedlungsprojekte mit Menschen zu füllen.

Das ewige Gerede an der sonntäglichen Kaffeetafel über
die Welt vor 1945 hatten die Kinder gründlich satt.



Eine Fremdheit des Westens mit dem Osten, ja Überheblichkeit, gab es ja schon lange vor dem Krieg. Rogall erinnert sich an eine Postkarte vom Pfälzer Großvater, der in den zwanziger Jahren nach Danzig und Ostpreußen gereist war. „Alles ganz schön ostig hier“, schrieb er nach Hause, „so stell ich mir Russland vor.“

Dabei war Osteuropa jahrhundertlang Einwanderungsland, in dem eben auch viele deutsche Migranten Glück und Wohlstand suchten – und fanden. Bis heute jedoch, so Rogall, gebe es teilweise in Deutschland noch die Vorstellung, im Osten herrsche nicht der gleiche Kulturstand: „Obwohl Estland etwa in vielen Bereichen fortschrittlicher ist als wir und Breslau eine Metropole, die absolut mit Köln oder Lyon vergleichbar ist.“ Der Blick ging nach Westen, und da ist er noch immer: Frankreich, Italien, die USA wurden Lieblingsländer der Deutschen. Da fahren sie immer noch lieber hin, auch wenn Masuren nun als Insider-Tipp gilt und Skifahren in Polen billiger ist als in Österreich.

Die „kulturelle Katastrophe“, die Schlögel mit dem Untergang des deutschen Ostens betrauert, sehen wohl nur wenige in der deutschen Bevölkerung, die keine Vertriebenen-Geschichte haben. Da war auch etwas weg, das kompliziert war und belastend, um das ständige Krieg und Konflikt geherrscht hatten.

Schon 1982 klagte der damalige Präsident des Landsmannschaft Schlesien, Herbert Hupka, die Schlesier und die Ostpreußen würden „zunehmend aus der deutschen Geschichte exkommuniziert“, zu den Gebieten jenseits von Oder und Neiße bestehe „im deutschen Geschichtsbewusstsein gar kein Verhältnis mehr“ – für viele lag das allerdings auch an der Politik der Vertriebenenverbände.



Willy Brandts historischer Kniefall in Warschau 1970

„Die westdeutsche Urbevölkerung arbeitete ... mehr am realen Wirtschaftswunder, als dass sie an ein Wunder an der Oder geglaubt hätte“, erklärt Manfred Kittel, Direktor der Berliner Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“. Schnell wuchs die Bereitschaft, die verlorenen Gebiete abzuschreiben. Bereits 1967 sprachen sich in einer Umfrage 53 Prozent der Befragten für eine dauerhafte Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze aus – wenn das ein besseres Verhältnis zum Osten bringe.

In den Augen Kittels behandeln die Deutschen ihre Geschichte im Osten

„ungefähr so wie die Episode ihrer Kolonialherrschaft in Ostafrika“. Das trifft die ewige Klage der Vertriebenen, doch auch für den einstigen rot-grünen Kulturstaaatsminister Julian Nida-Rümelin geht es darum, „das kulturelle Erbe im mittleren und östlichen Europa wieder selbstverständlicher zu sehen und es als Teil auch der deutschen Kulturgeschichte zu begreifen“.

Dabei haben deutsche Historiker mit ihren osteuropäischen Kollegen längst eine erfrischende Selbstverständlichkeit erreicht. Sie arbeiten gemeinsam an einem deutsch-polnischen Geschichtsbuch, ohne jegliche „nationale Fronten“, wie der beteiligte Historiker Michael Müller lobt. Und wenn in Danzig nun ein Museum des Zweiten Weltkriegs entsteht, das alle europäischen Opfergeschichten berücksichtigen will, arbeitet dort ganz selbstverständlich auch der junge deutsche Historiker Daniel Logemann mit, der in Krakau und Lublin studiert hat und mit einer Polin verheiratet ist.

Was früher deutscher Osten war, ist für ihn heute einfach europäische Heimat.

Wie Deutsche in Paris oder London, wie Franzosen oder Italiener in Berlin oder München, lebt Logemann nun in Danzig. Dort wird längst auch der 20 000 deutschen Flüchtlinge, die mit Schiffen wie der „Gustloff“ untergingen, von Polen und Deutschen gemeinsam gedacht.

„Wir sind auf dem Weg in eine Normalität“, sagt der Historiker Rogall,

in der nun alles in Relation gesetzt wird, die verschiedenen Perspektiven zusammengeführt, Opfergeschichten nebeneinandergestellt werden.

Aber an einem fehle es noch immer: „Da ist noch viel Anstoß zu leisten, dass man tatsächlich nach Osten schaut oder auch hinfährt – so selbstverständlich wie nach Frankreich oder selbst in die USA.“

Sabrina Janesch, die deutsche Autorin mit der polnischen Mutter, die sich in einen Deutschen verliebte, tut es weiter – ihr nächster Roman soll in Danzig spielen.